



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Preußen und der deutsche Bund.

Wenn die soeben in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse auch in ihrer unmittelbaren politischen Wirksamkeit ebensowenig zu einem gedehlichen Ziel kommen sollten, als es dem vorangegangenen Centrallandtag gelungen ist, so geben doch ihre Verhandlungen und namentlich die authentische Mittheilung derselben durch das Regierungsorgan der öffentlichen Meinung einen Impuls, wie er selbst von einer wesentlichen Veränderung des gouvernementalen Systems nicht hätte ausgehn können. Die politischen Fragen, welche von den Führern der liberalen Opposition angeregt werden, sind freilich zum Theil von der Presse häufig genug ventilirt worden; aber es ist etwas ganz anderes, wenn ein legitimes politisches Organ dieselben Ansichten ausspricht, welche sonst die Regierungsorgane als das vorlaute, freche Geschwätz halbgebildeter Journalisten mit souveräner Verachtung abzufertigen pflegten, wenn dasselbe Gouvernement, das sonst jenen „hohlen Theorien“ ignorierte, jetzt auf einmal genöthigt wird, seine Gegengründe vorzutragen, und im Lauf der Debatte einen nach dem andern aufzugeben.

Nicht nur für die politische Entwicklung Preußens, auch für unser Gesamtvaaterland sind diese Debatten von der größten Wichtigkeit. Bei keiner trat dies so augenscheinlich hervor, als bei den Ansichten vom deutschen Bund, welche die beiden Parteien austauschten.

Wenn in einer der kleinern deutschen Kammern irgend eine Frage angeregt wurde, welche über den gewöhnlichen Horizont deutscher Stände, den privatrechtlichen Gesichtskreis, hinausging, so schnitt die Regierung in der Regel den weitem Streit durch die geheimnißvollen Schrecken des deutschen Bundes ab. Verlangt man Pressfreiheit — der Bundestag erlaubt es nicht; das uneingeschränkte Steuerbewilligungsrecht — der Bundestag würde es nicht zugeben; Reduktion des Militäretats — sie wäre gegen das Interesse des Bundestages; Recht der freien Association — der Bundestag verbietet es. So lernte man den Verein der deutschen Fürsten nur in seiner negativen Bedeutung kennen; es schien, als ob er nur dazu bestimmt sei, alle Versuche abzulehnen, die irgend einen Anklang an die Staatsveränderungen in Frankreich zeigten, mochte sonst der Inhalt derselben sein, welcher er wollte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese repressive Wirksamkeit in den deutschen Ständen eine gewisse Mißstimmung gegen das erzeugte, was man den deutschen Bundestag nannte. Dieser Name war aber nur die Firma, hinter welcher sich die Mißstimmung

gegen die beiden Großmächte verbarg, von denen doch der allgemeinen Meinung nach die Frankfurter Versammlung in allen Punkten geleitet wurde.

Aber es war eigentlich Preußen, der bureaukratisch-militärische Staat der überall scheel angesehenen Berliner Ueberweisheit, der die ganze Indignation des deutschen Liberalismus auf sein Haupt sammeln mußte; denn gegen Oesterreich war man nachsichtiger; man erkannte seine exceptionelle Stellung an, man ließ sich durch die Gutmüthigkeit des österreichischen Volkes einigermassen mit der reactionären Politik seiner Regierung versöhnen. Es mußte also immer Preußen sein, das die Schuld der abschlägigen Antwort trug, welche die Regierungen den Anforderungen ihrer Stände erteilten.

Und nun muß die Welt das seltsame Schauspiel erleben, daß dieselbe Macht, in welcher das constitutionelle Deutschland den geheimen Gegner seines Systems erblickt, den Anforderungen seiner eignen Stände gegenüber sich hinter den Schutz eben der Macht zurückzieht, von der man sonst allgemein glaubte, sie sei nur ein anderer Name für die Hegemonie der preussischen Bureaucratie.

Oft genug hat bei den ereignisreichen Sitzungen des Centrallandtags der Frankfurter Areopag erhalten müssen, um die Stöße des Liberalismus von der Brust des Systems abzuwahren; in den Ausschüssen ist sein Name auf eine ekklatante Weise in die Verhandlungen über das Recht der freien Association hineingemischt worden. Als die Majorität — ein höchst erfreuliches und anerkennenswerthes Zeichen der fortschreitenden politischen Aufklärung in Preußen — sich für dasselbe aussprach, verwies sie der Landtagscommissär auf das bestehende Recht des deutschen Bundes, das dieselbe untersage. Die Regierung begnügte sich nicht damit, ihre Gründe, oder auch ihren souveränen Willen der Einsicht der Volksvertreter entgegenzusetzen, sie zog sich auf ein Gebiet zurück, das um so unnahbarer schien, je geheimnißvoller und unbestimmter es darin aussah. Die Rechtsform war auf Seiten der Regierung, und so blieb denn den Ständen nichts übrig, als dieselbe zu bitten, sie möge ihren Einfluß beim deutschen Bund verwenden, um dieses Gesetz, welches mit dem Interesse und der Ueberzeugung des preussischen Staates im Widerspruch stehe, aufzuheben.

Man möchte nun fragen: aber wo ist nun eigentlich dieser deutsche Bund, der es den deutschen Regierungen verwehrt, auf die Wünsche ihrer Stände einzugehn? In Frankfurt ist wohl sein Organ, aber wo ist eigentlich seine Quelle? Die kleinen Regierungen werden der Absicht der preussischen, ihrem Volk größere Freiheiten zu gewähren, keine Hindernisse in den Weg legen, und Oesterreichs Abneigung würde, wo Preußen in dieser Beziehung ernstlich etwas will, Nichts zu bedeuten haben.

Freilich sprach man vor einiger Zeit von einem mächtigen, ritterlichen Fürsten, der nicht abgeneigt sein sollte, in seiner Eigenschaft als souveräner Besitzer mehrerer deutschen Provinzen, ein Mitglied des deutschen Bundes zu werden, wie die Könige von Dänemark und der Niederlande; ein Fürst, dessen Wort allerdings gewichtig in die Waagschale der Entscheidung fallen würde; allein wir haben bis jetzt noch nicht die Ehre, diesen mächtigen Herrscher in der Reihe unserer Fürsten zu erblicken, und so wird er denn auch wohl nicht als jene geheimnißvolle erste Quelle angesehen werden können.

Es war unter diesen Umständen ebenso natürlich als nothwendig, daß die preussischen Stände das Verhältniß des Bundes zu ihrem eignen Staat näher in Betracht zogen. Es geschah das bei Gelegenheit einer dieser neuerfundnen Verbrechen des Strafgesetzentwurfs: des Verbrechens eines Hochverraths gegen den deutschen Bund.

gumminhaltig ist die Pflanze nicht, sondern sie ist sehr giftig und kann sehr schmerzhaft wirken.

Der frühere preussische Code, der vom Standpunkt des Nationalismus ausgegangen war, hatte sich den Hochverrath nur in Beziehung auf die wirkliche Obrigkeit gedacht. Die französischen Invasionskriege, das Unheil, welches der Sache des gemeinsamen Vaterlandes durch den unglückseligen Rheinbund zugefügt war, hatte die Nothwendigkeit einer nähern Verbindung unter den verschiedenen souveränen deutschen Staaten, die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Wehrsystems an den Tag gelegt.

Aus dieser Nothwendigkeit war der deutsche Bund hervorgegangen. Er war wesentlich gegen Frankreich gerichtet. Abgesehen von der Schwierigkeit, die so häufig collidirenden Interessen verschiedener europäischen Staaten — Oesterreich, Preußen, Dänemark, Niederlande — auch nur in der äußern Politik immer zu einem gemeinsamen Ziel zu leiten, trat in diese Verbindung ein Moment, das aus dem Geiste der Restaurationsperiode, der Reaction gegen die revolutionäre Tendenzen des 18. Jahrhunderts hervorging. Ich sage, der Bund war wesentlich gegen Frankreich gerichtet. Frankreich aber wurde mit der Idee der Revolution identificirt, und so richtete sich der Verein der deutschen Staaten ebenso gegen die Propaganda des Liberalismus, als gegen die Eroberungspolitik der Enkel Ludwigs XIV.

In diesem Sinne ist die gemeinsame Verfolgung der deutschen Demagogen aufzufassen — Verfolgungen, die sonderbarer Weise im Anfange gerade diejenigen trafen, die eigentlich im Princip vollständig mit den Regierungen übereinstimmten, die deutschthümelnenden Franzosensprecher. Sie radotirten von einer deutschen Volksrepräsentation, und das war genug, sie zu Anhängern des Liberalismus, d. h. der französischen Propaganda zu stempeln.

Außer dieser ablehnenden Tendenz hat der deutsche Bundestag für die innere Entwicklung Deutschlands — auch die conservative Partei der preussischen Stände hat es zugegeben — wenig gethan, und konnte es seiner Natur nach nicht thun. Die wirklichen Fortschritte in Bezug auf die Förderung nationaler Interessen, namentlich der Zollverein, sind nicht vom deutschen Bunde, sondern von der einsichtsvollen Politik einzelner Regierungen ausgegangen.

Was war nun der Grund, der die liberale Partei der preussischen Stände veranlaßte, sich gegen die Idee jenes Hochverrathsgesetzes auszusprechen, die conservative, sich mit so großer Leidenschaftlichkeit ihrer anzunehmen? Das Praktische an der Sache konnte es nicht sein, denn es wird nicht leicht ein Fall vorkommen, wo ein Attentat gegen den Bund ohne das vermittelnde Glied eines Attentats gegen den bestimmten Staat gedacht werden könnte. Eben so wenig kann man sagen, die eine Partei ist nationaler gesinnt, als die andere; im Gegentheil nimmt sich die liberale Opposition der eigentlich nationalen Fragen mit noch größerer Wärme an, als die gouvernementale. Der Grund liegt lediglich in der Idee.

Die liberale Partei geht von der Idee aus, die nationale Einheit des deutschen Volkes könne nicht auf einen Bund der Fürsten sich gründen, sondern nur auf einen Bund der Völker. Die Völker können aber nicht anders zur Geltung kommen, als in einem wirklichen, constituirten, freien Staate; daß die monarchische Verfassung der politischen Freiheit keinen Eintrag thut, eben so wenig umgekehrt, lehrt Englands Beispiel. Ganz entgegengesetzt den Träumereien der waldburspränglich herustischen Herrmannsöhne, die ganz Deutschland in einen unorganischen Brei amalgamiren wollten, ist also die Tendenz des gegenwärtigen Liberalismus, die einzelnen Staaten, in denen wenigstens eine gewisse Organisation, z. B. durch die Verwaltung, bereits angebahnt

ist, ohne weitere Rücksicht auf die andern, dem Interesse und der Bildung des bestimmten Volkes gemäß, zu constituiren, um alsdann, wenn die einzelnen Staaten ihre volle Kraft und Freiheit entwickelt haben, eine weitere Vereinigung derjenigen Interessen, die sich überhaupt verbinden lassen, anbahnen zu können. In diesem Sinne, und nur in diesem, protestiren sie gegen die romantische Hervorhebung des deutschen Bundes über die wirklichen Interessen der einzelnen Staaten.

Die „conservative“ Partei dagegen, d. h. der principiell gebildete Theil derselben, ist — dieselbe, die früher in altdeutschem Rocco und schwarzrothgoldnen Mützen gegen die Aufklärung predigte, weil sie von den Welschen herrühre, gegen die Freiheit, weil sie in Paris betrieben sei. Sie ist, und das müssen auch ihre Gegner merken, eben so wohlgefunnt, aber eben so „romantisch“ als damals, wo sie in geheimen Bünden sich damit beschäftigte, zu träumen, politische Lieder zu singen und ihre Mappiere zu weihen.

Die Sache hat auch ihre sehr praktische Seite. Indem sie verhandelt wird, geht in Dänemark die politische Umgestaltung vor sich, welche die Frage: patriotisch oder politisch? der unmittelbaren Entscheidung nahe legt. Ich lasse hier die materiellen Differenzen zwischen der deutschen Partei in den Herzogthümern und der Regierung abseits liegen, und frage nur: werden die Herzogthümer, in der Idee eines deutschen Reichs, welches noch kommen soll, es verschmähen, an der Realität eines wirklich sich constituirenden Staatsganzen Theil zu nehmen? Werden sie, um dem „deutschen Bunde“ anzugehören, die ihnen angetragene Verfassung und Pressfreiheit ausschlagen? Werden sie, anstatt in einer Gesamtverfassung Propaganda für ihre Bildung zu machen, es vorziehen, sich mit ihrer Bildung abzuschließen?

Daß diese Frage aufgeworfen werden kann, ist ein schlimmes Zeichen für den deutschen Bund.

II.

Elegante Literatur.

(Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. v. Sternberg. Leipzig 1848. Brockhaus.) Der elegante Novellist hat, wie es sich erwarten läßt, nicht die Absicht, dem Gelehrten zu genügen; er schreibt für das elegante Publikum. Er sieht das historische Material mit dem Blick eines Poeten an, und greift nur das heraus, was irgend eine pikante Wendung, irgend ein Interesse der Phantasie möglich macht. Er erzählt weniger, als daß er geistreich plaudert. Alle romantischen Reminiscenzen müssen herhalten, um dem Leben irgend einer schönen Dame die Folie des Abenteuerlichen zu geben. So wird in der Biographie der Gräfin Albani — Gemahlin des Prätendenten Carl Eduard Stuart und Geliebte des Dichters Alfieri — der ganze Walter Scott heraufbeschworen mit seinen gestreiften Plaids und seinen Blaumützen, um die Chronik des Hauses Stuart zu illustriren, und auf der andern Seite muß, weil die Gräfin aus dem Hause Stolberg war, theils der hochgräfliche Stammbaum, theils der Göttinger Musenalmanach herhalten.

Zwei gekrönte Frauen — Catharina II. und Maria Theresia — sind in diesen Bänden enthalten. Wir bürgerlichen Leute sind gewohnt, in der nordischen Semiramis, bei aller Anerkennung ihrer Gaben, dieses Gemisch von Raffinement und Bestialität, das überhaupt den Staat charakterisirt, zu dessen Leitung sie berufen war, zu verabscheuen, während wir Maria als eine Landesmutter im echten Sinne des Wortes

eben so lieben als verehren. Wir erfahren hier, daß es der aristokratischen Romantik anders erscheint. Sie huscht über die „zarten“ weiblichen „Schwächen“ der russischen Kaiserin mit derselben Grazie weg, welche Jene bei ihren vielseitigen Abenteuern entwickelte; sie amüsiert sich an den frivolen Maskeraden, mit denen Catharinen's Günstlinge das entsetzliche Elend ihres Volkes überdeckten, eben so, als die Kaiserin selbst; sie hat eben so wenig ein Ohr für die Flüche, die von den geknechteten Völkern gegen den Sitz des Despotismus geschleudert werden; sie coquettirt mit der Philosophie im Negligé, sie tändelt mit den Mörderhänden, die eben in Blut getaucht wären, wenn sie nur mit Glacehandschuhen überzogen sind. Dagegen ist ihr Maria Theresia zu bürgerlich philisterhaft, zu prüde, zu wenig genial, es wird mit einer gewissen moralischen Indignation ihr Bestreben, der genialen Lasterhaftigkeit ihrer Hauptstadt Einhalt zu thun, zurecht gewiesen, und unversehens schiebt sich das Bild des Fürsten Kaunitz, vielleicht weniger um seiner staatsmännischen Verdienste halber, als wegen des gelinden Anflugs von aristokratischem Voltairianismus vor das seiner erhabenen Gebieterin. Ob es nationale, ob es sittliche Sympathien sind, welche das Bild der russischen Kaiserin über das der österreichischen hinausheben — wer wollte es sagen?

Zwei weitere Portraits, das der deutschen Herzogin von Orleans, die an dem ausschweifenden Hof Ludwigs XIV. die vaterländische, derbe Sittlichkeit bewahrte, und sie mit einer Art von Synismus der eleganten Frivolität ihrer Zeit entgegenstellte, und das der Herzogin Amalie von Bienne, der Dichtersfürstin, sind sehr leicht gearbeitet; sie bestehen eigentlich nur aus einer Auswahl sehr bekannter Notizen und Papiere.

Die Krone des Ganzen ist die Charakteristik der schönen Aurora Königsmark, der berühmten Maitresse August des Starken. Schon die Gräfin an sich ist eine Figur, die durch die Mischung des politischen Enthusiasmus mit poetischer Frivolität ganz zur Heldin einer Novelle geschaffen ist, außerdem steht sie aber mit so vielen romantischen Ereignissen in Verbindung, daß es schwerer ist, den Stoff zu sichten, als ihn zu finden. Namentlich ist die Episode von dem geheimnißvollen Verschwinden des Grafen Königsmark, eines Bruders unserer Heldin, wohlgeeignet, in einem romantischen Schauldergemälde der neufranzösischen Schule Platz zu finden. Einen mehr drolligen Eindruck macht das Zusammentreffen Auroren's mit dem kalten, prüden schwedischen Helden, der der Geliebten eines Königs den Eintritt unter die Edelfrauen seines Landes versagte.

Eine andere Gruppe bilden jene beiden vielbesprochenen Damen, die sich aus dem Schooß des aristokratischen Luxus und einer geistig verklärten, aber um so verführerischen Sinnlichkeit zu dem Pfade des Heils zurückwandten, die, unähnlich der büßenden Magdalene, der Welt den Gekreuzigten predigten, anstatt in christlichen, einsamen Betrachtungen ihr eigenes Herz zu läutern: Frau v. Krüdener und die Fürstin von Galizin. Das Herz einer solchen schönen Seele ist nicht gerade ein wesentlich sittliches Problem, es bleibt immer eine Curiosität, aber eine interessante. Von der Goethe'schen Episode im Wilhelm Meister an bis zu der Gräfin Faustine haben diese Uebergänge vom Weltfönn zur Frömmigkeit die elegante Literatur beschäftigt. Für uns Weltkinder, für die eine ästhetisirende Religiosität noch nicht zu den noblen Passionen gehört, macht es nur einen drolligen Eindruck, wenn Frau v. Krüdener aus dem Wagen steigt, um ein Paar Wäscher mädchen, die auf der Bleiche sitzen, eine improvisirte Predigt zu halten, und sie darauf aufmerksam zu machen, sie sollten ihre Seelen eben so rein waschen als ihre Hemden — ein Eindruck, der dadurch keineswegs vermindert

wird, daß jene guten Geschöpfe in erbaulichem Geheul sich der Dame zu Füßen stürzen und den Saum ihres grauseidenen Rockes küssen. Der Novellist, der als Augenzeuge den Vorfall erzählt, zieht wenigstens einige erbauliche Mienen auf.

Allerliebste sind zwei künstlerische Genrebilder — Angelika Kaufmann und Elisabeth Mara, die berühmte Sängerin, die einmal in Europa Aufsehn erregte, als Friedrich der Große ihren künstlerischen Eigensinn auf militärische Weise bändigte, und die widerstrebende Primadonna durch ein Paar Musketiere in's Theater tragen und dort ankleiden ließ. Bekanntlich hat ihre Geschichte, in die noch die Arie eines irrsinnigen böhmischen Edelmannes fällt, G. Sand zu ihrer *Consuelo* den Stoff gegeben. —

Von demselben eleganten Verfasser liegt uns noch ein Roman vor: *Die gelbe Gräfin*. 2 Bde. Berlin 1848. A. Duncker. Die Hofsitten des vorigen Jahrhunderts werden uns hier in freierer Form vorgeführt. Eine Sammlung von lauter Schurken und Spitzbuben! Die Geschichte spielt im Jahr 1762, der Zeit, in der Katharina II. ihren Gemahl ermorden ließ. Eine Tochter der Kaiserin Elisabeth, die von einigen ehrgeizigen Bösewichtern zu ihren Zwecken gemißbraucht wird, und eine junge Blödsinnige, die von anderen Ehrgeizigen gezwungen wird, die Rolle der ersten zu spielen, bilden die Hauptfiguren. Die erste sucht ein französischer Abenteurer dadurch zu veranlassen, ihn zu heirathen, daß er sie täglich auf das Furchterlichste geißelt, so daß sie im Begriff ist, den Geist aufzugeben, als ein treuer Diener sie rettet. Zuletzt geht sie doch unter. Die zweite wird bei langsamem Feuer geschmort; sie wird buchstäblich in einem Zimmer mit kupfernen Wänden zu Tode geglüht, und ein raffinirter Wollüstling weidet sich an ihren Todeszuckungen und den Stellungen, die ihr schöner Körper dabei einnimmt. Derselbe hat das nämliche Experiment zu seinem Spaß schon häufig gemacht. Diese Greuelszenen wechseln mit burlesker Darstellung von Noceosfiguren; einer Braut, die 25 Jahre warten muß, bis ein Prozeß entschieden ist, der am Kammergericht zu Weßlar betrieben wird, und ähnliches. Eine häßliche, verkehrte, unheimliche Welt, diese vornehmen Leute des 18. Jahrhunderts! Widerwärtig anzusehen, und trotz aller genialen Sprünge von einer ermüdenden Eintönigkeit. Schließt das *Oeil de boeuf*, ihr Romanciers, wir haben genug von diesem Gemisch aus Mordlust, Blödsinn, Niederträchtigkeit und Lascivität! Die Geschichte muß uns diese fragenhafte, greuliche Mascherade überliefern; die Poesie kann aus ihr nichts Kluges machen.

III.

Aus Rom.

Die moderne Religiosität. — Der Katholicismus und die Diplomatie. — Presse und sociales Leben.

Unglaublich hat Italien gewonnen, so sagt sich hier Jeder, der ein Paar Jahre nicht hier war. Das Volk, welches sonst keinen Zweck des Lebens zu haben schien, ist jetzt auf einmal erwacht, und überall bemerkt man wahre Begeisterung. Am meisten fällt dies bei den Geistlichen auf, von denen man hätte glauben sollen, daß sie den besten Gewinn von der Dummheit und Unterdrückung des Volkes hätten haben müssen; allein diese gehen meist mit dem guten Beispiel voran, wo es auf den Fortschritt ankommt. Man hört sie oft sagen: die wahre Religiosität kann nur dabei gewinnen, und sie haben Recht, der Italiener wird sich nie von seinen herrlichen Kirchenfesten trennen, hier wäre die Erscheinung des Neukatholicismus unmöglich, denn die Gebildeten haben hier ohnehin schon längst dasselbe geglaubt, sind aber so praktisch, daß sie über ihren

Glauben — den Jeder doch allein für sich hat — nicht so viel Worte machen. Geistliche, die weiter sehen, antworten auf eine solche Bemerkung der Besorgniß für sie: daß das Bedürfnis einer Religion stets dasselbe bleiben würde. Wenn daher manche Regierungen in Deutschland glauben, daß die Völker um so folgsamer sind, je mehr sie glauben, so verhehlen ihnen ihre Diplomaten oder ihre Camarilla, daß der Glaube hier noch derselbe gewesen ist, wie früher, nur daß die Heuchelei abgenommen hat. Schon seit den politischen Bewegungen, bei dem ersten Erscheinen der französischen Revolutionsheere, haben die vornehmen Römer angefangen, sich von der geistlichen Laufbahn zurückzuziehen. Früher wurden die nachgeborenen Söhne der römischen Fürsten Kardinäle oder sonst bedeutende Prälaten, diese Laufbahn stand ihnen stets offen, sowie noch jetzt, allein die Moralität hat so zugenommen, daß sie nicht mehr durch Heuchelei alle Freuden des Lebens erkaufen wollen, die der hohen Geistlichkeit nicht verschlossen sind, jeder zieht vor, lieber einen ehelichen Hausstand zu begründen, und so ist's gekommen, daß jetzt unter dem Cardinalcollegio nur noch drei Eminenzen sind, welche den hiesigen Fürstenfamilien angehören.

Wenn auch noch einige alte Kardinäle, besonders aus der genuesischen Clique Lambruschini's, mit den Monsignoris, die Vortheile von den frühern Mißbräuchen zogen, gegen die jetzigen Fortschritte eingenommen sind, so sind dies doch nur die jetzt allgemein verachteten Finsterlinge der Minorität; selbst Mönche und besonders die arme Pfarregeistlichkeit, alle sind für den Fortschritt. Der Theatinergeneral Ventura fährt fort zu beweisen, daß die politische Freiheit mit wahrer Religiosität wohl bestehen kann. In demselben Sinne hat die Fürstin Belgiojoso aus Mailand, die jetzt hier lebt, neulich in einer der hiesigen Zeitungen sich vernehmen lassen. Sie wirkt bedeutend für den Fortschritt und hat neulich den Volksmann Cicernachio bei einem politischen Diner zugezogen. Sie hat früher durch ein in italienischer Sprache herausgegebenes Wochenblatt in Paris gewirkt, genannt L'Ansonio, welches jetzt in französischer Sprache erscheint, um die Diplomaten endlich mit ihren Berichten Lügen zu strafen, welche die Meinung verbreiten, daß hier alles drunter und drüber geht. Die Italiener haben jetzt vollauf an italienischen Zeitschriften, an denen ein junger Geistlicher, dall Ongaro, ein fleißiger Mitarbeiter ist.

Die Presse hat besonders eine ganz andere Gestalt gewonnen; neben der einzigen hiesigen frostigen, erbärmlichen Zeitung sind eine Menge neuere entstanden, von denen wir besonders den *Contemporaneo* erwähnen müssen, an dessen Redaction der Secretair des Fürsten Canino, Namens Mosi, bedeutenden Theil hat.

Die geselligen Verhältnisse haben durch das politische Leben außerordentlich gewonnen; denn in den höchsten Kreisen ist dieselbe freudige Theilnahme an dem allgemeinen Fortschritt wie überall, und bald dürfte Italien andere Länder überragen, wo die Aristokratie sich dem Fortschritt abhold erklärt; hier gehen die Vornehmsten stets in allem Guten voran, an der Spitze aller Wohlthätigkeitsanstalten standen sonst die hiesigen Fürsten; jetzt stehen sie an der Spitze der Verwaltung der Bürgergarde, nicht weil sie dazu geboren sind, sondern weil sie sich dessen würdig gemacht haben. Marquis Azeglio, von der Bürgertugend eines Cato, hat besonders dahin gewirkt, der jetzigen Bewegung eine moralische Grundlage zu geben.

S. S.

IV.

Aus München.

Görres.

Görres ist todt! Der vierte Allirte, wie ihn Napoleon einst nannte, ist zu den drei Andern versammelt worden, und wenn auch sein Leichenbegängniß weniger prunkvoll war, als zu erwarten stand, so hat doch die Kirche, in deren Arme sich der gescheiterte Jakobiner geflüchtet, alles aufgeboten, um den rüstigen Streiter ehrenvoll zur Ruhe zu tragen. Er ruhe in Frieden! Frieden thut dem noth, dessen Leben ein steter Kampf war. Man hat ihn oft der Inconsequenz beschuldigt, aber mit Unrecht. Er kämpfte gegen den Despotismus von seinem ersten Auftreten an, bis zu seinem Tode. Zuerst gegen die Willkürherrschaft des vorigen Jahrhunderts und gegen den Militärdespotismus Napoleons. Als der Kriegsgott gefallen war und in Frankreich und Deutschland das alte Regime sich breit machte und die Hoffnungen der Völker zerstörte, da sungen die allmächtigen Herren an, den einstigen Bundesgenossen zu fürchten, sie verboten den „rheinischen Merkur,“ und die Undankbarkeit des Vaterlandes trieb ihn auf flüchtigen Sohlen nach Frankreich und in die Schweiz, wo der unermüdlige Kämpfer sich neue Waffen schmiedete. Der Despotismus sollte gebrochen werden, und da Görres an der Kraft der Völker verzweifelte, flüchtete er sich zu Gott und bengte den stolzen Nacken unter die Sohle der Hierarchie. Die „Stellvertreterin Gottes auf Erden“ sollte, wie einst im Mittelalter, die Herrscher demüthigen und die Völker wieder schaaren um die heilige Fahne des Kreuzes. Aber es war zu spät. Der Glaube des Mittelalters war nicht mehr zu erwecken, rings fielen die letzten Trümmer des Feudalismus, die Romantik ging unter und er selbst begrub seine Hoffnungen. Auf ihren Gräbern tanzten die Irrlichter der „Mystik.“

Man darf wohl sagen, daß alle die Parteigänger des Katholizismus, die sich an ihn angeschlossen, während der Zeit seines Wirkens in München, ihn nur halb verstanden hatten. Sie hielten ihn für einen bekehrten Saulus, aber der war er nicht. Was sollten dem tiefen Denker, dem stolzen Manne die Wallfahrten und die Bruderschaften, die heiligen Röcke und Riegel? Er wußte wohl, was daran war, aber er hielt fest daran, weil er sonst die Macht der Kirche zu schwächen fürchtete und er den Pöbel kannte, der an Flittern hängt.

Jetzt ist er todt und seine Nachbeter, die ihm abguckt haben, wie er räuspert und wie er spuckt, werden ohne das denkende Haupt ihre Ohnmacht fühlen. Die Universität selbst wird ihn weniger vermissen, da er nur selten noch las und man sein Collegium mehr der Merkwürdigkeit wegen frequentirte, aber die historisch-politischen Blätter, die „streitende Kirche“ werden die Stütze vermissen.

E. D.

V.

Aus Wien.

Die Akademie und ihre Wähler.

Wie Sie aus den Tageblättern bereits ersehen, hat am 2. Februar die feierliche Eröffnung der k. k. Akademie der Wissenschaften stattgefunden. Ich melde daher nicht, wer zugegen gewesen, welche kaiserliche Prinzen, welche Staats- und Hofwürdenträger, und überlasse den officiellen Geschichtsschreibern diese wichtigen Details. Die Feierlichkeit wurde mit einer Anrede des Curators Erzherzog Johann eröffnet. Hier-

auf hielt der Präsident Freiherr von Hammer-Purgstall eine Rede, in welcher er die Wichtigkeit der Akademien und namentlich einer österreichischen nachwies. Ich gehe hier nicht in die Details dieser stellenweise geistreichen und blendenden, hin und wieder aber auch überladenen Rede ein, die Manches durch das Pikante der Darstellung zu verhüllen mußte. Den Beschluß machte der Vortrag des General-Secretairs Baron Ettingshausen, welcher den Bericht über die bisherigen Vorarbeiten der Akademie und über die Wahl der bisher noch fehlenden Mitglieder, dann der Ehrenmitglieder, correspondirenden und ausländischen Mitglieder enthielt. Zugleich wurden die von der Akademie ausgeschriebenen Preisaufgaben darin erwähnt. Dieser sind vier, die historische: bestehend aus einem Cyclus von fünf Preisaufgaben zur Zustandebingung einer entsprechenden Geschichte König Rudolfs I. von Habsburg; die philosophische: die Herstellung einer vergleichenden Lautlehre der slavischen Sprachen; die physikalische: über die Theorie der geleiteten Wärme; die physiologische: über den Antheil des Pollen der phanerogamischen Gewächse an der Bildung des Embryon.

In Bezug auf die historische Preisaufgabe hätte man wohl schwerlich eine Parthie der österreichischen Geschichte finden können, die weniger „Anstoß“ erregte, die so sehr einen der gepriesenen Glanzpunkte derselben ausmacht; doch dürfen die Herren Concurrenten die Art und Weise der rechtlichen Erwerbung und Besitzergreifung der österreichischen Territorien durch König Rudolph, wohl kaum mit aller Schärfe, nachweisen! Man hat wohlweislich sich diesmal gescheut, in die Labyrinth und Irrgänge der österreichischen Geschichte zu greifen, in die Zeiten der Ferdinande und des dreißigjährigen Krieges, oder noch früher in die Zeiten Ferdinand I., Maximilian II. (des reformatorisch gesinnten Jesuitenfeindes) oder Rudolph II., um darauf eine Preisaufgabe zu bestimmen.

Die Wahl einer vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen ist ein politisches Compliment.

Die inländischen Ehrenmitglieder sind: Erzherzog Karl, Ludwig, dann Metternich, Kolowrat, Münch-Bellinghausen, Inzaghi, Rübeck und Pillersdorf. Graf Sedlinitzky befindet sich nicht darunter. Wunderbar! Ist der Präsident unseres Obergensurcollegiums — der höchsten Instanz, des höchsten Richteramtes der Geister, von wo aus das infallible Urtheil ausgeht, welches wissenschaftliche Werk „wichtig“ ist, nicht würdig der akademischen Ehren? . . .

Die inländischen Mitglieder, die als die Zahl 48 ergänzend hinzutreten, sind: Bergmann, Karajan, Pfizmaier, Burg, Fenzl, Kollar, Koller, Doppler, Reuß, Rüconi, wieder mehrere unbekannte Namen! dagegen sind so viele verdiente Gelehrte übergangen worden, aus denen wir Mokitansky, den alten so tief und schwer gekränkten Meißner, dem man wohl die Ehre auf seine alten Tage noch hätte erweisen können, Bechvall, den man unter die correspondirenden Mitglieder gesteckt hat, hervorheben.

Das Verzeichniß der correspondirenden Mitglieder zeichnet sich dem großen Theile nach dadurch aus, daß viele Namen darunter dem literarischen und gelehrten Publikum gänzlich unbekannt sind.

Die ausländischen Ehrenmitglieder sind: Grimm, Jacob, Guizot, Herrmann, Mai, Berg, Reinaud, Ritter und Wilson, dann Brown, Berzelius, Buch, Faraday, Gauss, Alexander v. Humboldt, Liebig und Müller. Komisch klingt das: „Guizot, Franz, Peter, Wilhelm.“ Der deutsche Jozf reicht bis nach Frankreich hinüber und hängt dem dortigen Premierminister auch ein kleines Jöpflein an!

Unangenehm berührt es uns, daß Arago fehlt. Die Politik übernimmt es, diese

Räthsel zu deuten. Die Opposition ist ausgeschlossen. Eben so influirte sie außerdem. Wir ziehen gerade die Historiker heraus, weil diese dafür den besten Maßstab geben. Schlosser! der erste jetzt lebende deutsche Historiker und Ranke fehlen; auch Servinus ist übergangen. Hingegen finden wir Gfrörer unter den correspondirenden Mitgliedern.

Zur Eröffnung waren 300 Billets vom Präsidenten Hammer-Burgstall ausgeheilt worden, bei dem auch Abends Empfang der Mitglieder und anderer Eingeladenen war. Bei uns in Wien sind Vergleichen gelehrte Circle höchst selten, wodurch der Verschärfung der Gesellschaft nicht wenig vorgearbeitet wird.

Die Sitzung selbst fand im Ständesaal statt. Wir hoffen, daß der rüstige Geist, der in neuester Zeit unter den niederösterreichischen Ständen sich eingefunden, den Herren Akademikern nicht fehlen werde. Somit Glück auf den Weg! Laßt die Laternen nur nicht zu Hause, möchte man den Herren zurufen.

VI.

Aus Prag.

Zur Charakteristik des Altgrafen Salm. — Das System und seine Opfer. — Graf Stadion. — Rückblicke auf Graf Chotek und seine Verwaltung.

Wenn die Presse nicht nur durch Beurtheilung der Thatfachen, sondern auch durch die der Personen ersprießlich wirken will, so muß sie stets die größte Billigkeit beobachten. Dies ist nun mit dem in Ihrem Blatte oft erwähnten Altgrafen Robert Salm nicht genügend der Fall gewesen; und gerade, weil die meisten Vorwürfe, welche ihm in demselben gemacht wurden, leider nicht widerlegt werden können, so ist es jetzt bei seinem Scheiden um so nöthiger, ihm auch da, wo er es verdient, Anerkennung wiederfahren zu lassen.

Graf Salm besitzt die, besonders bei einem österreichischen Staatsmann, so äußerst seltene Eigenschaft, die Personen streng von der Sache zu trennen, und nie dahin zu trachten, die ersteren auf directem oder indirectem Wege zu schwächen, zu entfernen oder zu paralyßiren, um die letzteren leichter bewältigen zu können.

Von diesem bei allen Regierungen und allen Ministerien so sehr beliebten und bei jeder Gelegenheit angewandten Mittel hat Graf Salm nie Gebrauch gemacht; ganz im Gegentheil hat er sogar seinem ausdauerndsten Opponenten im ständischen Ausschusse auf seine eigene Gefahr und Verantwortung die Möglichkeit gegeben, in seiner Stellung als Beisitzer des Landesauschusses zu verbleiben. Wenn wir also des Grafen Salm starren Bureaucratismus und Aristokratismus bedauern, so müssen wir es doch auch andererseits ehrend anerkennen, daß er überall, wo er nach eigenem Ermessen handeln konnte, und nicht (wahrscheinlich) besondere Instruktionen und Aufträge hatte, sich stets im hohen Grade loyal erwiesen hat.

Ueber seine Fähigkeit zur Leitung ständischer Versammlungen, welche ihm ihr Wiener Correspondent in Nr. 48 so kurzweg abspricht, kann man eigentlich gar nicht urtheilen; denn wer auf einem mehrere Jahrhunderte alten rostigen Quer-Clavier, welchem die wichtigsten Saiten und Hämmer fehlen, spielen muß, und noch dazu nur die alten Compositionen des alten Hofkapellmeisters vortragen darf, der wird trotz allen persönlichen Talentes das Gefühl seines Auditoriums stets verlegen. Einem Meister kann es vielleicht gelingen, einzelne Wohlklänge hervor zu zaubern; das ist aber auch Alles. —

Wir hoffen, daß Graf Stadion ein solcher Meister sei, und wissen wahrlich nicht, ob wir ihn dazu gratuliren, oder ihn deshalb condoliren sollen, wir können aber mit voller Gewißheit behaupten, daß es ihm nur dann gelingen kann zu wirken, wenn er so glücklich sein sollte, den Concertgeber dahin zu bringen, ein neues Instrument anzuschaffen, und von den alten Compositionen nur jene, welche auch heute noch ansprechen, sonst aber jene, welche die allgemeine Stimme verlangt, aufführen zu lassen. Daß aber dem Grafen Stadion dies gelingen wird, bezweifeln wir; und gelingt es ihm nicht, dann wird er, so wie Graf Chotel und Salm vor ihm, und weiß Gott wie viele Andere noch nach ihm die Sporen wieder verlieren, welche er sich auf einem anderen Felde redlich verdient hat; und er wird, wenn er seinen heutigen Posten einst wieder verläßt, höchstens dazu beigetragen haben, daß über die Brauchbarkeit des alten Kastens und die unfehlbare Wirkung der alten Compositionen doch endlich einige leise Zweifel entstehen. — In Rom ist der Pabst unfehlbar, in Oesterreich ist es das System. Wenn man daher irgendwo ein Sinken bemerkt, (und dieses unfreiwillige Sinken ist bereits allgemein und chronisch geworden) so zweifelt man nicht an der Unfehlbarkeit der Lehre, sondern nur an der Geschicklichkeit des Apostels; und dann ruft man geschwind einen anderen Heiligen zu Hülfe.

Hilf! heiliger Stephan von Prag. Hilf! heiliger Franz von Triest. Hilf! heiliger Rudolph von Brünn. Das ist heute für alle Provinzen Oesterreichs die ganze Litanei. — Möglich, daß noch einige Vice-Heilige in petto sind, bis jetzt sind sie aber unbekannt.

Ihr Correspondent Neukädter meldete vor Kurzem (Nro. 46) die Ernennung des Grafen Chotel zum obersten Kanzler gelte als vollzogen, und dürfte als eine Demonstration gegen die Stände zu betrachten sein, wir müssen jedoch beides in Abrede stellen.

Graf Chotel ist ein Mann von eben so seltenen als ausgezeichneten Eigenschaften des Kopfes und des Herzens. Die einzigen Vorwürfe, welche man ihm machen konnte, waren, ein unvorsichtiges Verstoßen gegen gesellschaftliche Formen, wodurch er viele Eitelkeiten verletzte, und sich viele unversöhnliche Feinde machte; — ein allzugroßes Vertrauen in die Rechtllichkeit seiner Unterbeamten, wodurch er die Corruption hoch anwachsen ließ, und hie und da ein willkürliches Eingreifen. Von diesen drei Fehlern wird ihm der letzte am meisten verübelt, und doch ist es gerade dieser, der am verzeihlichsten ist, denn er liegt in unserm Geschäftsgange, wurde und wird deshalb von jedem Gouverneur mehr oder weniger begangen. Viele Regierungspräsidenten haben sich dessen noch zu einer Zeit schuldig gemacht, wo man sich Alles als eine Gnade schätzte, und die Gnade um so größer fand, je größer die Willkür war, während man in den letzten Jahren von Graf Chotel's Verwaltung in das Meritum dieser Gnaden mehr eindrang. Viele haben trotz, und mit aller Willkür — Nichts geleistet; Graf Chotel hat durch seine Eigenmächtigkeiten Erstaunliches, und zwar mit unendlich wenig Mitteln geschaffen. Das konnte ihm natürlich unmöglich verziehen werden, und so fiel er bei erster Gelegenheit als Opfer der Zeit, noch mehr aber der Ungunst. Die Gelegenheit zu seinem Sturze haben allerdings die Stände gegeben, aber sie scheint nicht unwillkommen gewesen zu sein, und dies ist um so unzweifelhafter, wenn man sich erinnert, wie der hauptsächlichste Zankapfel zwischen ihm und den Ständen (die Prüfung der Gebahrung des Domesticalfondes) während seiner Amtirung höheren Ortes starr aufrecht erhalten, nach seinem Abtreten aber sogleich beseitigt wurde.

Die Ernennung des benannten Grafen zum obersten Kanzler, wäre wahrlich ein großer Fortschritt und deshalb sowie, weil die Personen und Confellationen noch die-

selben sind, wie sie bei seinem Falle waren, glaubte Niemand der besser Unterrichteten an das Gerücht seiner Beförderung.

Graf Chotel, obschon mehr Bureaukrat, als z. B. irgend ein englischer Staatsmann, demnach auch dem System einer stets bevormundenden Regierung mehr zugethan, als es der heutigen Fortschrittspartei wünschenswerth ist, — glaubt doch, — *mirabile dictu!* — daß auch Männer, welche nicht hinter dem grünen Tische aufgewachsen sind, über ihre eigenen Verhältnisse, so wie über die ihres Landes eine wichtige Ansicht haben können, er ist schon deshalb ein Freund des ständischen Wesens, was er auch während seines Vorsitzes durch die vielfältigen Aufforderungen, die vorliegenden Gegenstände offen und freimüthig zu besprechen, bewies. Daß die Folge seiner jedesmaligen Aufforderung das Stereotype „Ganz einverstanden mit Ew. Excellenz“ war, ist wahrlich nicht seine Schuld.

Graf Chotel ist ferner vor allem Anderen Patriot. Als solcher, und namentlich, wie gesagt, als erleuchteter, würde und müßte er die ständischen Bestrebungen (in so fern sie einer wahren Volksrepräsentation den Weg bahnen) mit allen Kräften schützen und befördern; daß aber Graf Chotel dem ständischen Körper gar feindlich entgegen treten könnte, um so seine persönlichen Gegner in demselben zu treffen, ist nicht nur nicht zu erwarten, sondern dies muß von jedem Billigdenkenden, welcher diesen äußerst ehrenhaften Charakter näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, (und diese Gelegenheit ward in Böhmen sehr Vielen) als vollkommen unmöglich anerkannt werden, denn die größte bewunderungswürdigste und so oft auf harte Proben gestellte Eigenschaft dieses Ehrenmannes ist, — daß er das Wort Groll, — gar nicht kennt.

Also wie gesagt, wir glauben nicht an seine Ernennung, wir würden aber in ihr eine Demonstration für den Fortschritt, und namentlich im ständischen Wesen sehen *).

VII.

Aus Graz.

Die Ordensgeistlichkeit und der Bischof.

Der für jeden Oesterreicher unvergeßliche Joseph II. hat seinem Lande unter vielem anderen auch das Gute erwiesen, daß er — die Jesuiten aufhob. Franz I. ist

* Es ist natürlich, daß die ständische Anschauungsweise des geehrten Herrn Correspondenten die vorwiegende und der Vor- oder Nachtheil, den die ständische Bewegung von dem in Rede stehenden Staatsmann zu erwarten hat, ihm die Hauptsache ist. Indessen hat sich der böhmische Adel dem Grafen Chotel gegenüber so inconsequent betragen, daß wir von dieser Seite her keine unparteiische Kritik erwarten können. Wir sind weit entfernt, uns ein Urtheil über diesen Staatsmann anzumaßen, indessen können wir nicht umhin, zu bemerken, daß der Geist des heutigen Prag denn doch ein ganz anderer ist, als der vor zehn, funfzehn Jahren, wo das unerträglichste Polizeiregime geübt ward. Die Presse, die doch in Böhmen auch heute noch in den traurigsten Verhältnissen sich befindet, genießt, im Vergleich zu jener Zeit, fast ein Stück Pressfreiheit. Dem zahlreichen kräftigen Talente, die sich während der letzten sechs Jahre in den Literaturen beider Landessprachen einen ehrenvollen Namen gemacht haben, ward zu jener Zeit auch nicht einmal dieses bischen Boden gestattet, um sich entwickeln oder auch nur versuchen zu können. Wie haben damals der Gubernialrath H—sch und der Gubernialsecretär H—r, die im Präsidialbureau die Censur übten, in dem unschuldigsten Schriftthum herumgewüthet! Was war das für ein Ton, mit welchem die Polizei das Publikum behandelte! Ich weiß sehr wohl, dies Alles gibt keineswegs den Maßstab zur Beurtheilung eines Staatsmannes ab; aber auch der ständische Gesichtspunkt, günstig oder ungünstig, ist noch nicht der Gesichtspunkt der Nation und des ganzen Landes. D. Reb.

in diesem Punkte seinem Vorfahren gefolgt. In neuester Zeit scheint man es sich dagegen zur Aufgabe gemacht zu haben, den Orden so viel als möglich zu unterstützen. So ist zum Beispiel die Zahl der Jesuiten in Graz, obschon laut einer kaiserlichen Verordnung in jedem Jesuitenordenshause nur so viel Mitglieder sich aufhalten dürfen, als zur Besorgung der Seelsorge nöthig sind, auf 82, sage zweiundachtzig (Siehe Schematismus der Geistlichkeit in Steyermark im Jahre 1847) gestiegen. Sehr mäßig gerechnet erfordert deren Unterhalt ein Kapital von etwa einer halben Million. Und womit beschäftigt sich dieses wachsende Heer, besonders jetzt, wo ihre Zahl durch zwölf Flüchtlinge aus der Schweiz auf etwa hundert vermehrt worden ist? — Schulen haben sie, dafür sei Gott gedankt und unserem liberalen Graf Wickenburg, bis jetzt keine in Händen, mit Ausnahme des Augusteums, einer Art Convict, in welcher arme Studierende bis zur Vollendung des philosophischen Cursus für den geistlichen Stand erzogen werden. Dafür sucht man sich auf andere Weise zu entschädigen; um nämlich dennoch einen großen Einfluß auf die Jugend zu üben, wurden durch wiederholte kostspielige Anstrengungen unseres Bischofs zwei Abarten von Jesuiten: die sogenannten Jesuitertinnen oder Herz Jesu Schwestern, und schon vor etwa drei Jahren die Franziskanerinnen oder Schulschwestern in's Leben gerufen. Die erstern haben ihre Augen nur auf die Kinder (Mädchen) reicher Eltern geworfen. Sie haben nämlich eine Art weiblichen Convicts inne, welches jedoch nur für Reiche bestimmt ist, da die Eintretenden nebst der enormen Zahlung von 600 Fl. C.-M. jährlich noch die feinste Wäsche, und zwar alles in Duzenden, nebstem noch ein silbernes Eßbesteck und einen silbernen Trinkbecher (!) mitbringen müssen, so daß eine solche Ausstattung mit 800 Fl. C.-M. schwer bestritten werden kann. Und um des Erfolges desto sicherer zu sein, werden nur Kinder von sechs bis zwölf Jahren aufgenommen. Trotz dieser Kosten zählt das Institut dennoch bereits 21 Zöglinge.

Die zweite Species, die Schulschwestern nämlich, beschäftigt sich mit der Erziehung von jungen Mädchen aus dem Mittelstande. Dieser Beruf wird ihnen durch die wohllehnwürdigen P. P. Franziskaner erleichtert und versüßt. Um dies zu bewerkstelligen, kaufte ihnen unser Bischof aus Eigenem das dem Franziskanerkloster gegenüber liegende, nicht etwa durch eine Straße, sondern nur durch den Klostergarten getrennte, an einer Stelle sogar mit dem Kloster zusammenhängende, Gebäude, damit sie sich so ungestört unterstützen können. Es fehlt zur vollkommenen Vollendung dieses Bildes nur noch die Einführung der Schulbrüder; glauben Sie ja nicht, daß Behufs dessen noch keine Schritte gemacht worden seien. Obwohl unser Bischof ein ihm im vorigen Jahre vom Comité der Gesellschaft zur Erhaltung des nur für die Kinder armer Eltern bestimmten Spitals auf der Wieden zu Wien, mit der Bitte, er möge seine Diöcesangeistlichkeit zur Theilnahme an einer zum Besten dieses Spitals veranstalteten Lotterie auffordern, zugesandtes Paquet unberücksichtigt zurücksandte, weil dadurch den geistlichen Stiftungen etwas entzogen werden könnte, so hat er doch einen Antrag, die Schulbrüder einzuführen, durch das Motiv unterstützt, daß sie dem Staate durchaus keine Kosten verursachen würden, da er fest überzeugt von der gottseligen Gesinnung seiner Diöcesangeistlichkeit, mit ihrer Hülfe das zur Dotirung nöthige Kapital zusammenbringen werde. Doch glücklicher Weise ist dieser Antrag unberücksichtigt (wie jenes Paquet) von Wien zurückgelangt.

Ueberhaupt hat unser Bischof in seinem vorgerückten Alter noch die Freude erlebt, fast jedes Jahr ein oder das andere gottselige Institut gründen zu können. Vor zehn

Jahren das Kloster der Karmeliterinnen, hierauf die Jesuitinnen, die Schulschwestern, das Augustineum, das Aloisianum und die unbeschuhten Karmeliter. Wenn dies in dem Verhältniß fortgeht, so werden wir am Ende zwischen Klöstern erstickt!

— c — K —

VIII.

Aus Berlin.

Die Ausschüsse und das Gouvernement.

So weitläufig die Debatten der Ausschüsse in der Zeitung aussehen, so auffällig ist doch in nicht wenig Fällen die Eilfertigkeit, mit der die wichtigsten Fragen abgethan werden. Es gilt kein frivoles Interesse, es handelt sich um das Wohl und Wehe vielleicht einer ganzen Generation.

Die Parteien, die sich schon in den Sitzungen des vereinigten Landtags ausgesprochen hatten, werden auch hier festgehalten. Beinahe in jeder Frage steht die gesammte liberale Partei auf der einen, die gouvernementale auf der andern Seite. Beide sind an Stärke ungefähr gleich; würden die gesammten Stände gewählt haben, so sähe es freilich anders aus. Auch wäre in sehr vielen Fällen der beißende Spott des Freiherrn v. Vincke an seiner Stelle gewesen. Wie dem auch sei, die Ausschüsse benehmen sich so gut, wie man es unter den gegebenen Umständen erwarten konnte. Die liberale Partei hält im Ganzen mehr zusammen als im vorigen Jahr, nur hin und wieder macht Graf Schwerin mit seinen Anhängern einen Vermittelungsversuch, oder geht auch geradezu auf die andere Seite; zu so glänzenden Reden, wie sie auf dem Landtag gehalten werden, kommt es weniger, eigentlich entwickelt nur Camphausen ein glänzendes Talent. Herr v. Bodelschwing muß auch diesmal die Angriffe der Opposition ziemlich allein aushalten, und er ist denn bei der Gelegenheit auch wieder einige Mal in die Sige gerathen, die ihn schon damals nicht selten in parlamentarische Verlegenheiten verwickelte. Herr v. Savigny leistet weder am Ministertisch noch auf der Rednerbühne auch nur im Entferntesten irgend etwas, das sich mit seiner Wirksamkeit als Universitätslehrer vergleichen ließe. Er hat zwar sein ganzes Leben hindurch die historische Rechtsschule, von der man sagen kann, daß wenigstens ihre Sympathien, wenn nicht ihre Principien, der Reaction angehörten, gegen die rationelle vertreten, aber dennoch hat es Erstaunen erregt, für was für Gesetze er den Anwalt hergab. Wir meinen vorzugsweise das Gesetz, welches Verleumdungen und Schmähungen verstorbener Personen mit einer strengen Strafe belegt. Bei unserm inquisitorischen Verfahren liegt es dem Angeklagten ob, seine Unschuld zu erweisen; der Geschichtschreiber also, der z. B. von Friedrich Wilhelm II. erzählt, daß er mit einer gewissen Gräfin Lichtenau in Verbindung gestanden, muß juristisch erweisen, daß es keine Verleumdung ist, und wenn er Friedrich Wilhelm I. seiner willkürlichen Justiz wegen ernstlich tadelt, so wird das Gericht nicht umhin können, ihn wegen Majestätsbeleidigung zu verurtheilen. Glücklicherweise hat sich eine nicht unbeträchtliche Majorität gegen dieses Gesetz ausgesprochen.

Besser ist es einem andern Gesetzworschlage gegangen, der neben der Beleidigung, bestimmter Religionsgesellschaften die Gotteslästerung als ein besonderes Verbrechen darstellt. Der Staatsanwalt tritt hier gleichsam als Anwalt des höchsten Wesens auf. Es ist übrigens gar nicht zu berechnen, wie weit alle diese Vergehungen sich erstrecken, denn vielleicht nehmen es die Katholiken als eine Beleidigung, wenn der Geschichtschreiber erklärt, sie seien wenigstens zu Zeiten bigot gewesen, und die Lutheraner, wenn man

ihren Theologen die Neigung zuschreibt, sich um Misserien zu streiten. Ganz anders als das allgemeine Landrecht, das die Sache von der praktischen Seite faßte, sieht der moderne Doctrinarismus den Staat als Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit an, und die Versammlung ist dann gemüthlich genug, auf solche Ansicht einzugehen.

Offenbar die wichtigste Verhandlung war die über das Recht der freien Association. Es ist das geradezu das Lebensprincip des politischen Wesens. Die Minister, die sonst sich sehr wohl hüten werden, an Frankreich zu erinnern, riefen bei dieser Gelegenheit das moderne Babel zu Hülfe. Wenn man sich auf Frankreichs Jury und dergleichen beruft, so ist das undeutsch und unpatriotisch; aber wenn man irgend eine politische Monstruosität durch das Beispiel Frankreichs in Schutz nimmt, so ist die Deutschhümelei geschmeidig genug. Die Versammlung — wahrscheinlich durch das Beispiel des erweisen Staats ermutigt — ging auf die Gründe des Gouvernements nicht ein; sie setzte dem Recht, welches die Regierung vindicirte, jede Versammlung nach Gutdünken untersagen zu können, gemessene Schranken. Das heißt natürlich, sie bat die Regierung, daß sie diese Schranken setzen dürfe; ich glaube aber nicht, daß es die Regierung erlauben wird.

IX.

Aus Leipzig.

Ein politisches Drama. — Rückblick auf die letzten Dramen. — Aussicht auf eine neue Theaterverwaltung. — Die Gewandhausconcerte.

Vor einigen Tagen sahen wir ein neues Genre von Tragödie, ein politisches Schauspiel: die Republikaner von Julius Fröbel. Es enthält die Geschichte Philipp Bertheliers, der die Rechte der Stadt Genf gegen die Uebergriffe des Herzogs von Savoyen vertrat, und endlich durch die Rache des beleidigten Fürsten seinen Untergang fand. Das ganze Stück athmet einen Glauben an die Freiheit, der im Gegensatz gegen die unbestimmte und inhaltlose Weltschmerzlichkeit so vieler unserer Tragödien nicht verfehlen kann, einen wohlthätigen Eindruck zu machen. Der Verfasser hat eher gesucht, die Wärme seiner Empfindung zurückzudrängen, als sie zum Pathos zu steigern; auch in der Sprache hat er sich bemüht, überall die ruhige, einfache und verständige Ausdrucksweise beizubehalten, wie es sich für Republikaner ziemt. Er hat es mit einer gewissen Mäßigkeit vermieden, der detaillirten Charakterzeichnung und der Leidenschaft einen zu großen Spielraum zu verstatten. Wir sehen würdige Gesinnungen in einer edlen Form dargestellt.

Das Publikum äußerte lebendige Theilnahme, die freilich zum Theil der ausgezeichneten Geschicklichkeit zu verdanken ist, mit der Herr Marr das Drama in Scene gesetzt hat. Sogar die äußerst schwierige Aufgabe, eine Volksversammlung auf die Bühne zu bringen, war auf das glänzendste gelöst.

Wie wir hören, wird nächstens Freytag's Waldemar hier gegeben werden. Königsberg und Hamburg haben sich das Verdienst erworben, dieses neue, und nach allen Berichten glänzende Werk des Dichters der Valentine zuerst dem Publikum vorzuführen. Es hat in beiden Städten den entschiedensten Erfolg gehabt. In Dresden wird es wahrscheinlich eben so wenig zur Aufführung kommen, als die Valentine.

Das Theater ist in offenbarem Fortschritt gegen die Restaurationsperiode. Wenn wir die vier Stücke, die in der letzten Zeit den größten Erfolg gehabt haben — Uriel Acosta, Maria Magdalena, Karlschüler, Valentine — zusammennehmen, so ist, so verschieden der Werth anzuschlagen ist, überall eine Intention, die

über das Alltägliche hinausgeht. Guklow hat am meisten den Ton getroffen, der in den Herzen der Menge anschlägt; er hat Judenemancipation, Familienrückichten, populäre Philosophie, Bigotterie und Doctrinarismus, in einer höchst geschickten Combination zugerichtet. Der sittliche Werth des Stückes ist freilich gering; wie Buridan's Esel zwischen zwei gleich großen Heubündeln, steht der Philosoph zwischen der Lockspeise der Liebe und der Lockspeise der Ehre, und muß verhungern, weil beide eine gleich große Anziehungskraft auf ihn ausüben und er daher nicht von der Stelle kommt. Guklow hat nicht den Muth, kühne Sprünge zu machen; gerade darum strauchelt er fortwährend. Hätte er das Moment des Egoismus dreist und entschieden in die Wagschale gelegt, so wäre zwar kein schöner, aber immer ein Charakter daraus hervorgegangen. Laube's Composition ist kühner; der Versuch, den starrköpfigen Fürsten durch eine untergeschobene Doctrin zu vergeistigen, ist immer anzuerkennen. Die beiden andern Stücke sind vielleicht das Beste, was die deutsche Bühne seit der Weimarer Periode dargestellt hat. Nicht als daß sie in jeder Weise vollendet wäre: Hebbel hat seine grandiose Kunst an eine abscheuliche Weltanschauung verschwendet und Freytag wagt in dem Bewußtsein seines glänzenden Talents zuweilen so kühne Sprünge, daß man fürchtet, er werde fallen — er fällt nicht, aber man wird aus der Stimmung gebracht. Aber diese schöne, einfache und doch erschöpfende Charakteristik, diese in ihrer Nachlässigkeit so reizende und doch elegante Sprache, dieses echt dramatisch bewegte Leben werden der Valentine einen dauernden Platz, nicht blos in der Literaturgeschichte, sondern auf dem Theater sichern.

Bei jenen vier Stücken müssen wir mit Bedauern an Fr. Unzelmann zurückdenken, die in einer schönen poetischen Darstellung die Intention der Dichter reproducirte. Wir wollen wünschen, daß bei der bald zu erwartenden Wiederaufführung der Valentine dieses Bedauern nicht noch lebhafter sich erneuern möge.

Bei der wesentlichen Veränderung, die dem Theater in den nächsten Monaten bevorsteht, müssen wir noch einen Blick auf die Direction des Dr. Schmidt werfen. Man kann nicht leugnen, daß ihm das Publikum in vieler Beziehung den größten Dank schuldig ist. Er hat dem Geschmack wieder die Richtung auf die gebildete Kunstform gegeben und wenigstens für einige Zeit im Schauspiel eine fast vollendete Darstellung möglich gemacht. Das größte Verdienst hat freilich Herr Marr, der nicht nur als ausgezeichnete Schauspieler, sondern auch im Einstudiren der neuen Stücke die Stütze der Bühne war. Freilich hatte er auch viel dem Glück zu verdanken, das ihm so reich begabte Künstlernaturen, wie Herr Wagner und Fräulein Unzelmann, zuführte. Mit dem Abgang der letztern hörte die Harmonie des Ganzen auf. Daß sie nicht ersetzt wurde, liegt freilich nicht an der Direction, denn es ist leichter, gute Schauspielerinnen zu wünschen, als sie zu finden. Herr Wagner geht nun entschieden fort und wie wir fürchten, auch Herr Marr. Ob dann die neue Direction nicht wieder zu dem alten, durch Herrn Dr. Schmidt und Herrn Marr beseitigten Geschmack zurückkehren wird, ist sehr die Frage.

Die Gewandhausconcerte nähern sich jetzt ihrem Ende, der heranbrechende Frühling, der sonst überall so willkommen ist, erscheint hier als Störenfried. Schon macht er sein Herannahen in einzelnen warmen Tagen fühlbar. Die letzten Concerte boten uns ausgezeichnete Leistungen. Unter den neuen Piecen, die wir hörten, behauptet die Symphonie von Schumann den ersten Rang; ein Werk, das durch seine Frische, Elasticität und poetische Imagination in der Geschichte der Musik eine dauernde Stelle einnehmen wird. Eine neue Symphonie von Fr. Schneider (F-moll), so wie eine

von Julius Riez (G-moll) wurden von den Componisten selbst dirigirt, und erregten eine lebendige Theilnahme. Weniger sprach eine Ouverture zu L. Tieck's „Blaubart“ von W. Taubert an. Die verdienstlichen Leistungen der Virtuosen in den verschiedenen Branchen können wir hier übergehen. Fräul. Schloß fuhr fort, durch ihre schöne Stimme und ihre ausgezeichnete Gesangsbildung das musikalische Leipzig zu erfreuen; in einem Concert trat Fräul. Agthe aus Weimar an ihre Stelle, die im vergangenen Sommer auf das hiesige Theaterpublikum einen so angenehmen Eindruck machte. Vor ihr hatten Fräul. Wagner aus Dresden und Fräul. v. Marra aus Wien in den Gewandhausconcerten gastirt. Die Krone der Leistungen blieben immer die Beethoven'schen Symphonien, und namentlich die herrliche A-dur wurde von Neuem mit einem Enthusiasmus aufgenommen, wie er dieser vielleicht am meisten dichterischen Composition und der glänzenden Ausführung entsprach. Die Ouverture zur „Iphigenia“ und zu Cherubini's „Medea“ schlossen sich würdig diesem großen Werk an.

X.

Politische Ereignisse.

Die Ereignisse drängen sich auf eine fabelhafte Weise aneinander; man reißt sich um die Zeitungen, die man sonst nur in den Nachmittagsstunden aus Faulheit durchblättert, weil man gerade nichts Besseres zu thun hatte, oder weil man es einmal für seine Pflicht hielt. Wo man es gerade am wenigsten erwartet, fällt plötzlich ein Schlag aus heiterem Himmel, man richtet seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, und in demselben Augenblick wird am entgegengesetzten Ende die Feuerglocke gezogen. Auf den ersten Anschein würde man glauben, es seien nur vereinzelte, ephemere Tumulte; sieht man aber näher hin, so ist ein innerer, ein geistiger Zusammenhang unverkennbar. Es sind Blasen, die das Meer aufwirft vor dem Sturme.

Alle Geheimeräthe und Legationssekretäre wurden durch die schnelle Entwicklung der Schweizer Angelegenheit überrascht. Das Schweizervolk, auf welches die Weisheit hinter dem Altentisch und die Tapferkeit in eleganter Gardemiform bisher mit Berlinischem Naserümpfen herabgesehen, erhob sich wie ein Mann, und trieb mit eben so großer Entschlossenheit als Umsicht die reactionäre Fäulniß aus seinem Innern aus. Die Großmächte legten ihr Veto ein, sie wollten vermitteln, als nichts mehr zu vermitteln war, sie drohten und warnten — und ruhig ging die Bewegung weiter.

Nun fällt ziemlich verspätet aus den Eispalästen an der Newa ein kalter Blik auf die Häupter der freien Schweiz; der Selbstherrscher aller Reußen verkündet diesem Centralpunkt des Jacobinismus seine Ungnade, er entzieht ihnen seinen Schutz und überläßt sie hilflos der Willkür der fremden Mächte. Auf die Hülfe der Kosaken und Baschkiren haben also die Enkel Tell's nicht zu rechnen, wenn eine neue Ritterschaar ihre Kasse auf den Bergen tummelt, die von dem ersten Morgenroth der Freiheit beschienen wurden. Wenn noch der alte Glaube an den Mesmer'schen Magnetismus, die Wirkung aus der Ferne, auf Erden herumspukte, so könnte man wohl fürchten, vor dem Unwillen des nordischen Trajan würden nicht nur die Liberalen der Schweiz, sondern auch ihre Gletscher zergehen; wir sind aber rationalistisch gebildet und können die geographische Entfernung nicht vergessen. Gott ist im Himmel, sagen die Kosaken in Kamtschatka, wenn sie das Volk bestehlen, und der Czar ist weit.

Eben so unwirksam, wie der Zorn des mächtigen Kaisers, zeigt sich sein Wohlwollen. Der König von Neapel, ein Mann nach seinem Herzen, der ihn noch vor kurzer

Zeit in den Straßen seiner Hauptstadt herum kutschirt, der in den sonnigen Gestaden des südlichen Meeres dasselbe System der Legitimität zum Heil seiner Lazaroni eingeführt hatte, das in den unwirthbaren Gegenden Sibiriens die Kinder der Steppe beglückt, er wird von übelgesinnten Unterthanen in seinem wohlervorbenen Rechten angetastet, seine Granaten und Kartätschen richten eben so wenig aus als seine Mandate und Unterhandlungen; er sieht sich endlich gezwungen, nicht nur dem verwegenen Volk Siciliens, sondern auch seinem eigenen schlaffen Lande das Gift der modernen Civilisation, die Ideen der königsmörderischen Encyclopädisten, die schauerliche Erfindung des gottverlassenen Paris — eine Verfassung preis zu geben, und noch erscheint kein zweiter Suwarow, über den Leichenhaufen geschlachteter Jacobiner die Friedensfahne aufzurichten, welche der Despotismus allein kennt, die Devise eines Friedhofs, und das brittische Volk, weit entfernt, nach dem Vorbilde ihres Nelson nach dem Gelüst einer Maitresse die Köpfe der Freiheitshelmen springen zu lassen, hebt drohend seine Riesensfinger empor, und scheucht die Unberufenen zurück. Der Czaar ist weit; er wird das Paradies der Viederlichkeit und der Bettelei nicht retten.

Eine stattliche Figur verlangt eine eben so stattliche Bestattung. Das Bombardement von Palermo war das Grabgeläut der alten Bourbonischen Zeit. Schon liegen in dem Grabe zu Graz, dem Sarge Karls X., die Geister der Montespan, der Pompadour, der Dubarry; in Spanien gehen sie freilich noch um in der Person der „unschuldigen“ Isabelle und ihrer eben so unschuldigen Mutter; aber Serrano ist verbannt, und der Herzog von Nianzaras wird es nicht lange machen; die alten Degen, die aus Ehrgeiz oder aus Abneigung vor dem Volk der Sache der legitimisirten Weiber-Emancipation gedient, fangen an, sich der närrischen Maskerade zu schämen; Espartero und Narvaez nähern sich einander, und die ordentlichen Leute werden bald stark genug sein, der liederlichen Wirthschaft ein Ende zu machen.

Ein reizender Ableger dieses ancien regime war auch in Deutschland erschienen, in einem zierlichen, schwarzen Reitrock, mit einer Gravache, einem coquetten Käppchen und eleganten Halbstiefeln. Die glühenden, südlich-schwarzen Augen, die früher die Pariser Roué's bezaubert, die kühn geschwungenen Füße, die das Parterre der großen Oper in den Himmel gehoben, sie verfehlten ihre Wirkung auch in dem Herzen Europa's nicht, das seine materiellen Gelüste in der neuern Zeit durch classische Reminiscenzen, durch antike Sinnlichkeit und christliche Transcendenz verklart hatte. Sie kam aus einer guten Schule, die schöne Tochter Andalusiens, aus den Orgien der conservativen Partei des tugendhaften Frankreichs, aus jenen Kreisen, die in den Spalten des Journal des Débats die verlorne Sittlichkeit des ancien regime beweinten und sie dann mit einem Raffinement, das des Zeitalters der Regence würdig gewesen wäre, in ihren nächtlichen Gelagen wieder herstellte. Ihre Thaten hätten einen Eugen Sue zu seinen moralischen Schilderungen begeistern können, leider verfielen sie der Prosa der Zuchtpolizei; Dujarrier traf die Kugel eines Mörders, und Beauvallon und Ecqueville, saßen im Kerker, weil man bürgerlich genug dachte, die Genialität des Meineides und des Mordes zu verkennen. Auch in nördlichen Hauptstädten hatte die geniale Tänzerin ihre Gravache springen lassen, wie ihre Füße; aber die Poesie der Gerte war an der Prosa der Gensdarmarie gescheitert. Endlich hatte sie ihren richtigen Schauplatz gefunden; ein Schwung ihrer Gravache, und der Jesuitismus stob wie Spreu auseinander. —

Sonderbarer Weise mußten es gerade die Musensohne sein, die der Musenwirthschaft ein Ende machten. Die Priesterin des Schönen umgibt sich mit einem Corps von so genialer als aristokratischer Jünglinge; das würde noch gehen, aber sie wirkt

ihnen freie Nachtkneipe aus, und wenn die andern Studenten zur Bürgerstunde nach Hause gehn müssen, schwelgt die aristokratische Genialität in alemannischen Genüssen. Das regt das Blut auf, und die Verletzung der Gleichheit gibt der moralischen Indignation freien Spielraum. Die rothen Kappen kamen in Verruf, demokratische Fäuste verunzieren das elegante Toupé, die schönen Schultern zittern unter den gewichtigen unreinen Händen des Pöbels, der Crawl wird so groß, daß die Universität auf ein Semester suspendirt wird.

Auf ein Semester! Wer soll die Bräuer für den Verlust entschädigen, den die Verbannung von tausend durstigen Kehlen veranlaßt! Das Bier schlägt auf. Es gibt eine Emeute.

Auch die deutschen Bürger werden imponirend, wenn es sich um materielle Interessen handelt.

Die tausend durstigen Kehlen bleiben, die schöne Spanierin, auf deren schwarze Locken eine Grafenkrone gedrückt war, muß abreißen — das Volk will es so, ein Hohn- und Triumphgeschrei folgt ihrem rasch dahinrollenden Wagen.

An diesem Tage wird in München ungeheuer viel Bier getrunken sein.

Die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Ich will auf die plötzlich ausbrechende haitirische Moralität kein allzugroßes Gewicht legen. Es ist überhaupt die eigentliche Tendenz jener Emeute noch nicht recht zu erkennen, ob vielleicht die jesuitische Partei, die schon früher zu Gunsten der abgesetzten Professoren ihre Stimme erhob, die Hand im Spiele gehabt, oder ob die Volksbewegung sich wie eine Lawine aus zufälligen, unbedeutenden Anlässen zusammenfügte.

Die Aeußerung des Volkswillens war roh, so roh, wie es bei Scenen, in denen das Volk die erste Rolle spielt, nur sein kann. Man rede nicht von der Wildheit des französischen Pöbels in den Zeiten der Revolution; die Deutschen würden viel ärger sein, wenn sie sich einmal in Blut berauscht haben. Daß sich in jenem Tumult — mit Ausnahme der bezahlten Häscher — kein Einziger gefunden hat, der eine verfolgte und abscheulich gemißhandelte Frau vor der Wuth des Pöbels zu schützen suchte, zeugt ebenso für den Ingrimm des Volks gegen die viel genannte Dame, als für seine sittliche Noth.

Die Welt geht rasch vorwärts; das Herz kann bei den alten Empfindungen nicht lange stehn bleiben. Wir erinnern uns, wie vor noch nicht langer Zeit ein erlauchter Säng' in die Saiten schlug, sich über die Verblendung zu beklagen, in der seine ehemaligen Rathgeber ihn gehalten. —

Hätte der alte Görres es noch erlebt, den Sturz seiner schönen Feindin! Nur wenige Tage ist er zu früh gestorben. Aber die ganze jesuitische Partei wird frohlocken, wenn ihr auch kein unmittelbarer Vortheil daraus erwachsen sollte.

Sie hat Ursache mit ihren Erfolgen ökonomisch umzugehen. Die ultramontane Frömmigkeit fängt an, selbst in sonst gutgesinnten Kreisen außer Cours gesetzt zu werden. Was soll die übrige Welt thun, wenn der Papst selbst, der Hirt der Gläubigen, dem Volk zu weltlichen Ideen, zu weltlichen Bewegungen Anlaß gibt? Nirgend geht die liberale und die nationale Tendenz so entschieden Hand in Hand, als heutzutage in Italien. Die Ereignisse von Palermo und Neapel werden wie ein electrischer Schlag durch die schon hinlänglich aufgeregte Volksmasse zucken, und wir können in kürzester Zeit bedeutungsschweren Thaten entgegensehen. Die so eben dem sardinischen Volk verliehene Verfassung ist nur ein Vorspiel.

Ueberall wankt das alte, verfallene Gebäude der Restauration, überall reißt sich ein Staat nach dem andern der Fahne der Freiheit an. Wenn in Italien die Völker ihren Herren die Formen abtrogen müssen, welche ihnen die freie Entwicklung möglich machen, fördert in Dänemark ein Fürst aus eigenem Antriebe das ständische Wesen. In Italien, wie in Dänemark richtet sich die constitutionelle Bewegung wenigstens anscheinend gegen die deutsche Nationalität. Die Frage: Freiheit oder Patriotismus! die vor einiger Zeit auf dem Felde der bloßen Theorie, d. h. ziemlich müßig, besprochen wurde, tritt jetzt bedeutungsvoll in das Leben.

In Frankreich hat nun endlich die Opposition den Muth gefaßt, dem „System“ ernsthaft zu Leibe zu gehen. Es handelt sich nicht mehr um ein Ministerium Guizot oder Thiers, es handelt sich um den Sturz des veralteten Juste Milieu überhaupt. Das Votum, welches Guizot's Trabanten gegen die Reformbankette abgeben, ist von einer unermesslichen Wichtigkeit. Es ist etwas ganz anderes als die Legitimisten-Comödie, die jenseit des Canals aufgeführt wurde; es ist ein Fehdehandschuh, den das officielle Frankreich der Nation hinwirft. Muth hat Guizot, das können auch seine Feinde nicht bezweifeln, aber der Muth einer schlechten Sache ist nicht schön. Seine Stellung wurde ihm bis jetzt durch seine Gegner erleichtert, er konnte ihnen überall zurufen: die Schmach, die ihr auf mich häuft, fällt auf euer eignes Haupt zurück. Ihr habt alles das gethan, was ihr mir vorwerft. Ihr habt das Volk unterdrückt, wie ich, die öffentliche Meinung verachtet, der Freiheit Gewalt angethan, der Reaction Vorschub geleistet. Guizot hatte in allen diesen Gegenreden Recht; aber die Zeit ist vorüber, wo dieses äußerliche Recht etwas fruchtet. Die aufsteigende Fluth wird den einen der Volksfeinde mit dem andern verschlingen.

XI.

Notizen.

— [Zur Judenfrage.] Bei der zweiten Lesung der von Lord Russell eingebrachten Judenbill hat das Unterhaus mit 277 : 204 St. dieselbe genehmigt. Hätte die preussische Regierung diese Entscheidung des erweisen Staates ahnen können, seine eigene Haltung in der Judenfrage auf dem vereinigten Landtag wäre eine andere gewesen.

An unsere hochzuverehrenden Herren Collegen in Deutschland.

Vor etwa einem Jahre waren wir so frei, 1600 Exemplare eines kleinen Schriftchens an die geachteten deutschen Buchhandlungen zum Verkauf oder auch zum Verschenken zu übersenden. Seit der Zeit war Eine Buchhandlung so gütig in Leipzig und fünf hier in Paris Rechnung (in allem über fünf und zwanzig Exemplare) abzulegen. Da wir den Ueberschuß, den das Büchlein nach Deckung der Kosten abwerfen könnte, für den hiesigen deutschen Hilfsverein bestimmt hatten, so sind wir so frei, unsere verehrten Herren „Collegen“ im Selbst- und Nichtselbstverlag freundlichst zu bitten, uns gefälligst wissen zu lassen, wie viel Exemplare des obigen Schriftchens sie verkauft haben.

Die deutschen patriotischen Zeitungen, deren Verleger diese bescheidene Mahnung nicht etwa unangenehm berühren sollte, werden uns verbinden, wenn sie dieselbe weiter verbreiten. Paris, (8. passage Violet) den 12. Febr. 1848.

J. Venedey. — „Selbstverlag.“

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.